

Zum 100. Todestag
von Karl May

Die wahren Abenteuer sind im Kopf

Sebastian Sasse

„Sieg, großer Sieg. Ich sehe alles rosenrot.“ Letzte Worte wie in einem Roman. Diese Sterbeszene spielte aber in der Realität, am 30. März 1912 in der Villa Shatterhand in Radebeul bei Dresden. Dort starb kurz nach seinem 70. Geburtstag Karl May. Er gehört zu den erfolgreichsten deutschen Schriftstellern überhaupt. Nach vorsichtigen Schätzungen beträgt die Auflage seiner Werke weltweit über zweihundert Millionen, in Deutschland allein liegt sie bei einhundert Millionen. Lange bevor seine Reiseerzählungen den Stoff für Kinoerfolge lieferten, war ihr Autor schon ein Star, vielleicht der erste deutsche Popstar überhaupt. Wenn May Lesungen abhielt, spielten sich Szenen ab, wie man sie heute nur kennt, wenn ein vom Fernsehen gekürter Superstar zur Signierstunde im örtlichen Kaufhaus antritt. Und auch der Devotionalienhandel ist mit heutigem Merchandising vergleichbar: Die Fans konnten Postkarten erwerben, auf denen der eigentlich eher schwächliche Sachse in der Montur des Abenteurers posierte. Mit Cowboyhut oder Fez auf dem Kopf, Henrystutzen und Bärenötter im Arm ließ er sich ablichten.

Der Lieblingsautor als Betrüger

Die Botschaft war klar: Old Shatterhand, der im Orient Kara Ben Nemsî hieß, war tatsächlich dieser Karl May, der von sich behauptete: „Ich spreche und schreibe: Französisch, Englisch, Italienisch, Spanisch, Griechisch, Lateinisch, Hebräisch, Rumänisch, Arabisch sechs Dialekte, Persisch, Kurdisch zwei Dialekte, Chinesisch

zwei Dialekte, Malaiisch, Namaqua, einige Sunda-Idiome, Suaheli, Hindostanisch, Türkisch und die Indianersprachen der Sioux, Apachen, Komantschen, Snakes, Uthas, Kiowas nebst dem Ketschumany drei südamerikanische Dialekte. Lappländisch will ich nicht mitzählen.“

Schon zu Lebzeiten allerdings stellte sich immer mehr heraus: Diese Globetrotter-Biografie war Schwindel. May hatte nie die Friedenspfeife geraucht, war nie am Silbersee gewesen, und auch den Weg zwischen Bagdad und Stambul hatte er nur mit dem Finger auf der Landkarte zurückgelegt. So waren Mays letzten Jahre von Prozessen und Artikelkampagnen gegen ihn überschattet. Denn durfte ein Betrüger der Lieblingsautor der deutschen Jugend sein? Er musste entlarvt werden.

Gleichwohl, seine Bücher verkauften sich weiter. Und so hätte May tatsächlich trotz aller Angriffe am Ende seines Lebens einen Sieg verbuchen können. Denn seinen sozialen Aufstieg, den er, unter ärmlichsten Bedingungen in einer Weberfamilie im Erzgebirge geboren, geschafft hatte, konnten ihm auch seine Gegner nicht absprechen. Aber war dies der Sieg, den sich Karl May erträumt hatte?

Der Trapper als Missionar

„Scharlih, ich glaube an den Heiland!“ Dieser Satz stammt aus einer anderen Sterbeszene. Winnetou, der Häuptling der Apachen, liegt in den Armen seines Blutsbruders Old Shatterhand. Jahrelang sind sie Seite an Seite durch die Prärie ge-

ritten, haben Abenteuer erlebt und Schurken zur Strecke gebracht. Old Shatterhand konnte alles, was ein Westmann können muss: Aus Pferdespuren las er, wenn es nötig war, auch die Haarfarbe des Reiters heraus. Geräuschlos beschlich er seine Feinde beim Lagerfeuer, um dann deren böse Pläne zu durchkreuzen. Und wenn dabei Gewalt angewendet werden musste: Ein gezielter Faustschlag, und der Gegner war besiegt. Aber nicht diese Eigenschaften machten ihn zum Helden. Shatterhand trieb eine ganz andere Aufgabe um: Der Trapper war ein Missionar.

Er steht damit in einer Tradition, einer deutschen. Ob einer typisch deutschen – genau das ist eben die Frage. Doch zu den Fakten: Im ersten Teil der Winnetou-Trilogie begegnet Shatterhand einem Landsmann: Klekih-petra, einem politischen Flüchtling, der bei den Apachen Asyl gefunden hat. Der „weiße Vater“ ist der Erzieher Winnetous. Pädagogische Sporen hat er sich schon im Heimatland erworben. „Ich war ein Lehrer an einer höheren Schule“, berichtet er. Und sein Erziehungsprogramm sah so aus: „Mein größter Stolz bestand darin, Freigeist zu sein, Gott abgesetzt zu haben, bis auf das Tüpfel nachweisen zu können, daß der Glaube an Gott ein Unsinn ist. [...] Dann kam die Zeit der Revolution. [...] Ich trat öffentlich als Führer der Unzufriedenen auf.“ Gemeint ist die Revolution von 1848. Klekih-petra muss vor der Obrigkeit flüchten, wandert aus und findet bei den Indianern Zuflucht. Und hier setzt nun sein Läuterungsprozess ein.

An dem jungen Apachen versucht der Ex-Revolutionär seine Fehler wiedergutzumachen: Der Verführte wird zum Seelenführer, er erzieht den Indianer im Geist der christlichen Nächstenliebe. Tatmensch freilich ist Klekih-petra geblieben. Und so wirft sich der greise Mediziner vor seinen Schützling Winnetou, als ein weißer Yankee auf diesen schießt. Er fängt die Kugel ab, und sterbend

nimmt er Shatterhand das Versprechen ab, sein Werk fortzuführen und den jungen Apachen zu begleiten. Ein Initiationsritus der besonderen Art, von Schulmeister zu Schulmeister. Symbolisch ist dieser in zweierlei Hinsicht: Zunächst biografisch – denn auch May war eine verkrachte Lehrerexistenz. Eine gestohlene Taschenuhr kostete ihn den Job, brachte ihn auf die schiefe Bahn und schließlich in den Knast. Doch sein schriftstellerisches Werk, war das nicht das Zeugnis einer grandiosen Läuterung, indem es der deutschen Jugend zeigte, wie man edel, hilfreich und gut wird? Und leistete er schließlich so nicht auch einen Beitrag zum geistigen Läuterungsprozess der gesamten deutschen Nation? Auch diese sollte sich von allem revolutionären und unchristlichen Gedankengut lossagen, um dann, eben wie Winnetou, im Glauben an den Heiland zur ethischen Supermacht zu werden. Das war der Platz an der Sonne, den May für sein Vaterland reklamierte – ein Wilhelminismus der anderen Art.

Zumindest für das Werk kann man sagen: Mission erfüllt. Denn zwei Bände nach der Klekih-petra-Episode konvertiert Winnetou tatsächlich zum Christentum. Aber fand der Missionar May in seinen jugendlichen Lesern wirklich aufmerksame Schüler? Suchten diese nicht vor allem nach Stoff für Cowboy- und Indianer-Spiele und überlasen die erbaulichen Predigten?

Im Reich der Edelmenschen

„Empor ins Reich der Edelmenschen“ – unter diesem Titel stand der letzte Vortrag Mays, den dieser wenige Tage vor seinem Tod, am 22. März 1912, in Wien hielt. Hier legte er seinen Fans, die wie immer zahlreich erschienen waren, sein Programm noch einmal dar: Die „Edelmenschen“ – in Winnetou in ihrer Reinform verkörpert – sollten die Welt in die Zukunft führen. Wichtig ist dabei: Dieses „Edelmenschen-

tum“ ist nicht an die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Rasse gebunden. Es ist universell, durchdrungen von der christlichen Nächstenliebe und manifestiert sich im Willen zum Frieden. Am Vorabend des Ersten Weltkrieges plädierte Karl May für einen Pazifismus aus christlichem Geist: „Verfolgung, Knechtung, Entrechtung und Vernichtung dürfen nicht länger als Mittel zur Erreichung sozialer und politischer Zwecke gelten. Denn zu gewaltig sind die Vernichtungsmöglichkeiten herangewachsen. Vor dem fliegenden Menschen kann man sich nicht anders schützen, als daß man ihn zum Bruder macht. Das walte Gott – amen.“ Der Schund- und Kolportageautor – diesen Vorwürfen sah er sich vonseiten des intellektuellen Establishments seiner Zeit ausgesetzt – als Warner vor der „Urkatastrophe“ des zwanzigsten Jahrhunderts, deren Herannahen seine Verächter nicht sehen wollten, sondern sie vielmehr herbeischrieben. Nietzsches „Übermensch“ war damals *en vogue*, Mays „Edelmensch“ wurde verlacht. Dies könnte heute anders sein. Doch trotzdem sind Mays Werke nie Schulstoff geworden, und in der Ahnenreihe der deutschen Friedensbewegung hat er auch keinen Platz gefunden. Dies hängt mit der widersprüchlichen Wirkungsgeschichte seines Werkes zusammen.

Zuhörer und Leser Hitler

Denn bei seinem Wiener Vortrag saß auch eine andere verkrachte Existenz im Zuschauerraum, die sich zum Führer berufen sah: Adolf Hitler. Sein ganzes Leben lang hielt der Diktator diesem Autor die Treue. Während des Krieges soll er die gesammelten Werke Mays noch einmal gelesen haben. Und in seinen Tischgesprächen hat er sich lobend über ihn geäußert. So gab es denn auch immer wieder Versuche, den Krieg, mit dem Hitler die Welt überzog, als eine Art Cowboy- und Indianer-Spiel in Groß zu deuten.

Lebte hier ein Diktator seine Knabenfantasien aus, der bei May gelernt hatte, wie man sich eine einfache Welt zurechtzimmert: hier die Guten, dort die Bösen, dazwischen nichts? Und die ethische Dimension des „Edelmenschentums“? Wenn man die entsprechenden Seiten überblättert, dann kann tatsächlich aus dem „Edelmenschen“ der „Übermensch“ werden. Old Shatterhand degeneriert zur „blonden Bestie“. Wie viel Verführerpotenzial steckt in Mays Romanen? Die Frage steht seither im Raum.

Mächtige Innenwelt

So bleibt sein Bild ambivalent. Die zahlreichen Artikel und Fernsehbeiträge, die im aktuellen Jubiläumsjahr erschienen sind, betonen denn auch vor allem diese Widersprüchlichkeit. Doch der Autor hat der Gegenwart noch anderes zu sagen. In seiner autobiografischen Schrift „Mein Leben und Sterben“ berichtet May von seiner ärmlichen Kindheit. Kurz nach seiner Geburt erblindet er, vier Jahre lang kann er nicht sehen. Nur unter großen Entbehungen gelingt es seiner Mutter, die Mittel für eine ärztliche Behandlung aufzubringen, die schließlich zum Erfolg führt. In dieser Zeit entwickelt der kleine Karl eine eigene Vorstellung von der Welt. Seine Schwäche wird zu seiner Stärke. Der realen Welt, die er nicht sehen kann, tritt eine Welt der Fantasie gegenüber: „Nur wer blind gewesen ist und wieder sehend wurde und nur wer eine so tief gegründete und mächtige Innenwelt besaß, daß sie selbst dann, als er sehend wurde, für lebenslang seine ganze Außenwelt beherrschte, nur der kann sich in alles hineindenken, was ich plante, was ich tat und was ich schrieb, und nur der besitzt die Fähigkeit, mich zu kritisieren.“ Die wahren Abenteuer sind im Kopf. Diesem Abenteuer ein Leben lang nicht ausgewichen zu sein, das ist der wahre Sieg Karl Mays. Auf dieser Reise kann man ihm auch heute noch folgen.